

## BERICHT ÜBER DAS DEUTSCHE WÖRTERBUCH.

Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am 24., 25. und 26. September 1846.  
Frankfurt am Main, Sauerländers Verlag. 1847. Lex.-8. S. 114—124. \*)

**M**eine Herren, ich erlaube mir Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf eine Sache zu lenken, die an sich Ihrer Betrachtung nicht unwürdig ist: da sie aber zugleich als eine persönliche Angelegenheit erscheint, so muss ich im voraus um Ihre Nachsicht bitten. Vor mehreren Jahren haben wir beide, mein Bruder und ich, die Ankündigung eines deutschen Wörterbuchs erlassen. Man hat uns eine Theilnahme gezeigt, die schmeichelhaft war, selbst dann, wenn sie einige Ungeduld über die noch nicht eingetretene Erfüllung zeigte, oder wenn man, irre ich nicht, von Berlin aus, wo man leicht Erkundigung einziehen konnte, in öffentlichen Blättern anzeigte, dass der erste Theil des Werks bereits der Presse übergeben sei. Ja, es ist schon an die Buchhandlung das Begehren gestellt worden, den dreissigsten Bogen zu senden, was natürlich schon neun und zwanzig bereits gedruckte voraussetzt. Es sollte mir lieb sein, wenn dem so wäre. Allein ein Werk dieser Art bedarf langer und mühsamer Vorarbeiten, deren Beendigung nicht erzwungen werden kann. Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und schliesst mit Goethe. Zwei solche Männer, welche, wie die Sonne dieses Jahrs den edlen Wein, die deutsche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben, stehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftsteller, die zwischen beiden aufgetreten sind, waren sorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben. Ich brauche

\*) [Dieser Bericht ist mit Benutzung von Correcturen und Anmerkungen aus dem Handexemplar, die hier nicht weiter bezeichnet sind, abgedruckt.]

nicht zu sagen, dass die Kräfte Zweier, zumal wenn sie über die Mitte des Lebens längst hinweggeschritten sind, nicht zu reichen, diesen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutschland (auch hier machte das nördliche und südliche keinen Unterschied) hat uns treuen Beistand, manchmal mit Aufopferung geleistet; oft ist er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur selten, wo wir ihn erwarteten, versagt worden. Ich kann die Zahl der Männer von den Schweizerbergen bis zu der Ostsee, von dem Rhein bis zur Oder, welche an der Arbeit Theil genommen haben, nicht genau angeben, aber sie ist beträchtlich: selbst unter den Mitgliedern dieser glänzenden Versammlung erblicke ich einige von ihnen und kann unsern Dank öffentlich aussprechen. In Luther gewann die deutsche Sprache, nachdem sie von der früheren, kaum wieder erreichbaren Höhe herabgestiegen war, wieder das Gefühl ihrer angeborenen Kraft. Aus Luthers Jahrhundert war was sich nur erreichen liess zu benutzen. Hernach hat der dreissigjährige Krieg Deutschland und sein geistiges Leben verödet; gleichmässig welkte die Sprache und die Blätter fielen einzeln von den Ästen; was sich in dieser Zeit irgend auszeichnete, musste berücksichtigt werden. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hieng trübes Gewölk über dem alten Baum, dessen Lebenskraft zu schwinden schien. Mit Anmassung, zunächst unter Gottsched, erhob sich die Grammatik und gedachte der Sprache aufzuhelfen. Aber eine Grammatik, die sich nicht auf geschichtliche Erforschung gründete, sondern die Gesetze eines oberflächlichen Verstandes der Sprache aufnöthigen wollte, würde selbst bei minderer Beschränktheit unfähig gewesen sein, den rechten Weg zu finden. Ein solches Gebäude schwankt hin und her, die Sprache gewinnt durch ein willkürliches Gesetz eine gewisse Gleichförmigkeit und scheinbare Sicherheit, aber die innere Quelle beginnt zu versiegen, und das trockene Gerüst fällt schnell zusammen. Für diese Zeit war nur eine Auswahl zulässig: dass wir das Richtige getroffen haben, dürfen wir hoffen, aber das Urtheil steht andern zu. Unserm Vaterland ist mehrmals ein Retter erschienen, der seine Geschicke wieder aufwärts lenkte: so erschien Goethe auch der Sprache als ein neues Gestirn, Goethe, der dieser Stadt ange-

hört, dessen Standbild, das seine schönen und edlen Züge bewahrt, ich ohne Bewegung nicht betrachte, der in die Tiefen der menschlichen Seele hinab, zu ihren Höhen hinauf geblickt hat und über den eigenen Lorbeerkranz, der in seiner Hand ruht, hinweg schaut. Der Stab, mit dem er an den Felsen schlug, liess eine frische Quelle über die dürren Triften strömen; sie begannen wieder zu grünen und die Frühlingsblumen der Dichtung zeigten sich aufs neue. Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend; der Geist des deutschen Volkes, der sich am klarsten in der Sprache bewährt, hatte bei ihm seine volle Freiheit wieder gefunden. Was sonst hervorragende Männer, wie Wieland, Herder, Schiller in dieser Beziehung gewirkt haben, erscheint ihm gegenüber von geringem Belang; Lessing stand, was die Behandlung der Sprache betrifft, ihm am nächsten, aber niemand hat ihn bis jetzt erreicht, geschweige übertroffen. Goethe ist also für die letzte Periode, der sein langes Leben eine glückliche Ausdehnung gegeben hat, der Mittelpunkt des deutschen Wörterbuchs. Wenn die Auszüge aus den Werken der Zeitgenossen, die seinem Anstoss bewusst oder unbewusst folgten, völlig beendigt sind, und dieses Stück unseres Weges wird bald zurück gelegt sein, so kann erst das eigentliche Werk, ich meine die Anordnung und Verarbeitung des gesammelten Stoffes, beginnen. Dann wird sich zeigen, ob wir im Stande sind, dem Ziel, das uns vorschwebt, nahe zu kommen: dann vermögen wir der Theilnahme, die sich oft geäussert, und dem Beistand, den man uns geleistet hat, einen würdigen Dank zu bringen.

Meine Herren, wenn ein Franzose unsicher ist über den Begriff eines Wortes, wenn er nicht weiss, ob es überhaupt in der Schriftsprache zulässig ist, wenn er fürchtet, einen orthographischen Fehler zu machen, so holt er sein Gesetzbuch herbei, ich meine das Wörterbuch der Akademie. Er schlägt nach und findet eine Entscheidung, welche, um mich juristisch auszudrücken, kein Gericht wieder umstossen darf, mit andern Worten, er schreibt correct und ist gegen jeden Tadel gesichert. Welch ein glücklicher Zustand! so scheint es wenigstens, die Sprache

zeigt sich in letzter Vollendung, niemand kann ihr etwas anhaben, niemand hat etwas mehr von ihr zu fordern, sie legt, wenn sie weiter schreitet, nur reines Gold in ihre Schatzkammern. Aber die Rückseite des glänzenden Bildes gewährt einen ganz andern Anblick, man kann sagen, einen traurigen. Napoleon drückte sich vortrefflich aus, scharf, bestimmt, wie es die französische Sprache vermag, er schlug den Nagel auf den Kopf, das wird ein jeder eingestehen, auch wer ihn so wenig liebt als ich: aber er schrieb erbärmlich. Auf St. Helena fragte er den Vertrauten Las Cases, der seine Mittheilungen auffasste, ob er Orthographie verstünde, und fügte verächtlich hinzu, das sei das Geschäft derer, die sich zu dieser Arbeit handwerksmässig hergäben. In der That, selbst geistig ausgezeichnete Männer, zumeist Schriftstellerinnen, deren sich dort nicht wenige geltend machen, wissen nicht richtig zu schreiben, sie übergeben die Handschrift jenen Handlangern, die das Unzulässige streichen, das Fehlerhafte bessern, die Orthographie berichtigen, kurz die Sprache auf gesetzlichen Fuss bringen. Jetzt erst wird das Buch gedruckt und die Welt erfährt nichts von dem Zustand, der dahinter besteht und allein der wahre ist. Diese Einrichtung hat etwas Bequemes und sorgt für den äussern Anstand, ja man könnte in Versuchung gerathen, der verwahrlosten, hingesudelten Sprache, die bei uns oft genug in ihrer Blösse sich zeigt, eine solche polizeiliche Aufsicht zu wünschen. Aber die natürliche Freiheit, die keine Fesseln duldet, hat sich in Frankreich gegen jene Allgewalt schon aufgelehnt. Es giebt eine Partei, welche die Aussprüche des Wörterbuchs der Akademie nicht mehr anerkennt und ihre Sprache nach eigenem Belieben bildet, nicht bloss frei, kühn und keck, auch rücksichtslos und gewaltsam; man kokettirt in der Bildung neuer Wörter, wie in dem Gebrauch der bekannten. Dies ist die Gefahr, welche jede Rückwirkung gegen übergrosse Spannung mit sich führt, und es wird noch zweifelhaft sein, was dieses plötzliche Umstürzen der alten Grenzpfähle herbeiführt, grössern Vortheil oder grössern Nachtheil. So steht es nicht bei uns, und ich glaube, wir dürfen sagen zu unserm Glück. Unsere Schriftsprache kennt keine Gesetzgebung, keine richterliche Entscheidung über das,



was zulässig und was auszustossen ist, sie reinigt sich selbst, erfrischt sich und zieht Nahrung aus dem Boden, in dem sie wurzelt. Hier wirken die vielfachen Mundarten, welche der Rede eine so reiche Mannigfaltigkeit gewähren, auf das Wohlthätigste. Jede hat ihre eigenthümlichen Vorzüge: wie munter und scherzhaft drückt sich der Süddeutsche aus! Geht der grösste Reiz von Hebels alemannischen Gedichten nicht verloren, wenn man sie in das vornehmere Hochdeutsch übersetzt? Zwischen den Kehllauten des Schweizers dringt das Naive seiner Worte um so lebhafter hervor; welche vertrauliche Redseligkeit und anmuthige Umständlichkeit herrscht in der Sprache der Niedersachsen! Ich berühre nur die auffallendsten Gegensätze, denn unter einander würden diese Stämme oft sich gar nicht verstehen, während dazwischen liegende Mischungen und Abstufungen sie wieder verbinden. Unsere Schriftsprache schwebt über dieser Mannigfaltigkeit, sie zieht Nahrung aus den Mundarten und wirkt, wenn auch langsam, wieder auf sie zurück. Dieses Verhältnis ist alt, ein hochdeutscher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts wünscht schon, dass sein Gedicht von der Donau bis Bremen gelesen werde; die Schriftsprache ist also das Gemeinsame, das alle Stämme verbindet, und giebt den höheren Klang an zu der Sprache des täglichen Verkehrs. Weil die scharfe Sonderung, wie sie das Gesetzbuch der französischen Akademie fordert, nicht besteht, so pflegen unsere Schriftsteller, und grade die vorzüglichern, die Mundart ihrer Heimat, wenn sie das Bedürfnis darauf leitet, einzumischen, so hat z. B. Voss häufig Wörter und Wendungen des Niederdeutschen hervor gezogen. Niemand verargt ihnen das, dringen sie damit nicht immer durch, so ist das kein Verlust. Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborne Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben, als irgend ein anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als sich jemand beklagte, dass man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: „man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.“ Und soll man den Vortheil

aufgeben, den der Wechsel der höhern, geläuterten Rede und der heimischen Mundart, wie ihn verschiedene Stimmungen fordern, natürlichen Menschen gewährt?

Sie sehen, meine Herren, wo ich hinaus will, welches Ziel ich dem Wörterbuch stecke. Sollen wir eingreifen in den Sprachschatz, den die Schriften dreier Jahrhunderte bewahren? entscheiden, was beizubehalten, was zu verwerfen ist? sollen wir, was die Mundarten zugetragen haben, wieder hinausweisen? den Stamm von den Wurzeln ablösen? Nein, wir wollen der Sprache nicht die Quelle verschütten, aus der sie sich immer wieder erquickt, wir wollen kein Gesetzbuch machen, das eine starre Abgrenzung der Form und des Begriffs liefert und die nie rastende Beweglichkeit der Sprache zu zerstören sucht. Wir wollen die Sprache darstellen, wie sie sich selbst in dem Lauf von drei Jahrhunderten dargestellt hat, aber wir schöpfen nur aus denen, in welchen sie sich lebendig offenbart. Sollen wir zusammen scharren, was nur aufzutreiben ist, wie Campe und andere gewollt haben? was aus den Winkeln, wo das Gewürm der Litteratur hockt, sich an das Tageslicht gewagt hat? Unser Werk wird, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, eine Naturgeschichte der einzelnen Wörter enthalten. Jedem, in welchem sich das Gefühl für die Sprache rein erhalten hat, bleibt das Recht, den Inhalt eines Worts zu erweitern oder zusammenzuziehen, der Fortbildung wird keine Grenze gesetzt, aber sie muss auf dem rechten Weg bleiben. Die französische Sprache neigt dahin, einen logisch bestimmten, vorsichtig beschränkten Begriff eines jeden Wortes zu gewinnen, das entspricht der Natur des französischen Volks und gewährt eine gewisse Bequemlichkeit, zumal denen, deren Geist dürftig geblieben ist, sie reden immer noch besser als sie denken; aber in diesem Zustande steigt der Saft in dem Stamm nur träge und langsam auf. Ich hoffe, es wird dem deutschen Wörterbuch gelingen, durch eine Reihe ausgewählter Belege darzuthun, welcher Sinn in dem Wort eingeschlossen ist, wie er immer verschieden hervorbricht, anders gerichtet, anders beleuchtet, aber nie völlig erschöpft wird; der volle Gehalt lässt sich durch keine Definition erklären. Gewiss, das Wort hat eine organische Form,

die nicht in die Gewalt des Einzelnen gegeben ist, wiederum aber, der Geist ist es allein, der das Wort erfüllt und der Form erst Geltung verschafft; es giebt ebensowenig ein buchstäbliches Verständnis, als der Geist ohne das Wort sein Dasein kund zu thun vermag. Wie wäre die Erscheinung sonst zu erklären, dass einzelne Wörter in dem Fortschritt der Zeit ihre Bedeutung nicht bloss erweitert oder eingeengt, sondern ganz aufgegeben haben und zu der entgegengesetzten übergegangen sind?

Es würde ungeschickt sein, wenn ich hier von der innern Einrichtung des Wörterbuchs oder von der Weise reden wollte, mit der wir den kaum zu überschauenden Stoff zu bewältigen gedenken; man darf auf glücklichen Takt bei der Ausarbeitung eines solchen Werks, das mehr als eine Schwierigkeit zu besiegen hat, zwar hoffen, doch ihn nicht vorausverkündigen. Aber glauben Sie nicht, das Wörterbuch werde, weil es sich der geschichtlichen Umwandlung der Sprache unterwirft, deshalb auch lässig oder nachsichtig sich erweisen. Es wird tadeln, was sich unberechtigt eingedrängt hat, selbst wenn es muss geduldet werden; geduldet, weil in jeder Sprache einzelne Zweige verwachsen und verkrüppelt sind, die sich nicht mehr gerade ziehen lassen. Eben weil es die Freiheit nicht allein, sondern auch die Nothwendigkeit anerkennt und das Gesetz will, aber nur das aus der Natur hervorgegangene, so wird es gegen eine andere Richtung kämpfen, die zwar früher hier und da zum Vorschein gekommen ist, aber erst in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Weise sich breit gemacht hat. Ich meine zunächst die Anmassung, mit welcher einzelne sich berechtigt glauben, die Sprache zu bessern und nach ihrem Verstand einzurichten. Kleine Geister haben es gewagt, das Messer zu ergreifen und in das frische Fleisch einzuschneiden. Ich will nur das traurige Andenken an Wolke und Radlof erneuern, die mit Eifer und Fleiss, aber mit beispiellosem Unverstand die natürliche Gestalt der Sprache zerstören wollten. Noch immer spuken sie fort, zwar minder gewaltsam, aber desto gefährlicher; man lebt in dem Wahn, ein jeder dürfe, wie es ihn gelüste, mit der Sprache umspringen und ihr seine geistlosen Einfälle aufdrängen, sobald sie etwa logischen Schein haben oder sich irgend eine Analogie dafür anführen

lässt; ja, auch ohne eine solche Entschuldigung wirft man ihr Schutt und Schlacken dieser Art auf den Weg. Nur ein Paar Beispiele, wie sie mir gerade einfallen. Ich habe lesen müssen und zwar gedruckt von „mehrmaligen ausstreckenden Hinzureimungen“, was hinzugefügte Verse eines Gedichtes bedeuten soll. Da ist nicht von der Verstossung der Gemahlin, sondern von dem „Verstoss“ die Rede oder von der „Treu-gestalt“ eines Mannes. Was „augenstecherische, meerwerferische Zusicherungen“ sein sollten, habe ich vergessen. Ich will die Gelegenheit benutzen, noch einiger Zusammensetzungen (es sind auch nur Beispiele) zu gedenken, die eben jetzt mit der Anmassung auftreten, als liege darin eine Bereicherung und ein Fortschritt der Sprache. Man nennt „selbstredend“ was sich von selbst versteht, als wäre es gut Deutsch, wenn man sagte: „der Stumme schwieg selbstredend still.“ Selbstredend ist nur, wer bei seiner Rede sich selbst vertritt und keines andern bedarf, wie selbstständig, wer auf eigenen Füßen, nicht aber gleich einem Korkmännchen von selbst steht. Wie wohl nach dieser schönen Erfindung ein Selbstdenker zu erklären wäre? er könnte sich jede Anstrengung beim Denken ersparen, wie der Selbstthätige beim Handeln<sup>1)</sup>. Was Gegenwart heisst, weiss ein jeder, aber „Jetztzeit“<sup>2)</sup>, übelklingend und schwer auszusprechen, soll bedeutungsvoller sein, warum nicht auch „Nunzeit“ oder „Nochzeit“? es wäre ebenso zulässig, ebenso sinnreich. Wer nicht fühlt, wie abgeschmackt „Zweckessen“ lautet, der ist nicht zu bessern. Alle diese neugeschaffenen Missgestalten springen wie Dickbäuche und Kielkröpfe zwischen schön gegliederten Menschen umher. Will sich die Sprache aus ihrem Alterthum durch Wiederaufnahme einzelner Wörter stärken, so habe ich nichts dagegen, aber es muss mit Einsicht und Mass geschehen, nur wenn man fühlt, dass das Welkgewordene noch Kraft hat, sich wieder aufzurichten, mag man es versuchen; in

1) „Er hat die Adresse selbstverständlich ebenfalls unterschrieben.“ Deutsche Zeitung 1847. S. 540. — Selbstgewachsene Blume wird noch niemand sagen für die, welche sponte wächst.

2) „Jetztwelt“ Augsburger Allgemeine Zeitung 1847. S. 1381, Simrocks Rheinl. S. 341, „Jetztzustand“ Gerv. Deutsche Zeitung 1847. S. 202.



das völlig Abgetrocknete dringt kein neues Leben; wen aber die Erforschung der alten Sprache nicht dazu berechtigt, der thut klug, sich an das zu halten, was die Gegenwart bietet. Glaubt sich doch jeder befugt, auch die Orthographie zu meistern, die, wie verderbt sie ist, doch nur durch Einsicht in das geschichtliche Verhältnis der einzelnen Laute allmählich kann gereinigt werden. Zu diesem kecken Vordrängen macht die Furchtsamkeit einen seltsamen Gegensatz, mit welcher man sich scheut, die grossen Buchstaben aufzugeben (es ist das Natürlichste von der Welt und geschichtlich wohlbegründet): man erschrickt davor wie vor einer Umwälzung der bestehenden Ordnung.

Ein Redner vor mir hat mit Recht behauptet, die Wissenschaft suche nicht sich selbst allein, sie sei vorhanden, um den Geist des ganzen Volks (ich begreife alle Stände darunter) zu erheben und auf seinem Wege zu fördern. Möge daher das Wörterbuch nicht bloss die Forschung begünstigen, sondern auch im Stande sein, das Gefühl für das Leben der Sprache zu erfrischen. Luther hat gesagt, die Sprache sei die Scheide, in welcher der Stahl des Gedankens stecke: die Scheide ist schlotterig geworden, Nebel und Dünste setzen sich mit Rostflecken auf den Glanz. Jede gesunde Sprache ist bildlich, auch der zarteste Gedanke verlangt einen sichtbaren Leib. In der letzten Bildungsstufe hat sich eine überwiegende Neigung zu abstracten Ausdrücken gezeigt: nicht zum Vortheil, denn das abstracte Wort schliesst sich nicht fest an den Gedanken: es lässt eine Leere dazwischen und läuft Gefahr, inhaltlos zu werden. Man nimmt den Mund voll und sagt wenig, manchmal gar nichts. Die Knochen erweichen, das Antlitz wird bleich und bleifarbig. Könnte das Wörterbuch dahin wirken, dass die sinnliche Rede, der bildliche Ausdruck (ich meine nicht die von allen Händen abgegriffenen Gleichnisse) selbst auf die Gefahr, derb oder eckig zu erscheinen, wieder in ihr Recht gesetzt werde! — „Damit der Bezug übersinnlicher Anschauungen auf die Wirklichkeit sichtbarer Wesenheiten vergegenwärtigt werde,“ würden jene hinzusetzen, die sich darin gefallen, den Kern der Sprache zu verflüchtigen, die nur grau in grau malen wollen.

Ich will noch eine Saite anschlagen. Wir geben uns der

Hoffnung hin, dass das Wörterbuch den Sinn für Reinheit der Sprache wieder erwecke, der in unserer Zeit völlig abgestorben scheint. Keine andere Sprache befindet sich, von dieser Seite betrachtet, in einem so erbarmungswürdigen Zustand. Das bleibt wahr, wenn man auch zugiebt, dass abgeleitete wie die romanischen und gemischte wie die englische der Gefahr weniger ausgesetzt sind, ihren Ursprung und ihre Würde zu vergessen. Ich muss andeuten, wie ich das verstehe. Kein Volk, wenigstens kein europäisches, scheidet sich streng von dem andern und setzt geistigen Berührungen Grenzpfähle entgegen, wie man den Waaren und Erzeugnissen des Bodens thut. Sobald aber Völker sich äusserlich nähern, so erfahren auch ihre Sprachen eine nothwendige Wechselwirkung. Wer kennt nicht den Zusammenhang jener beiden Stämme, bei welchen unsere Bildung wurzelt, denen wir Unsägliches verdanken, mehr als wir uns in jedem Augenblick bewusst sind? ich meine natürlich die Griechen und Römer. Ich will nicht berühren, dass die Völker, die man die kaukasischen nennt, Gemeinsames genug, ja unbezweifelte Spuren einer untergegangenen Ursprache bewahren: ich rede nur von der sicheren Wahrnehmung, dass sie eine Anzahl Wörter von einander geborgt und aufgenommen haben. Das musste geschehen und war ein Gewinn. Daheim nicht ausgebildete oder gar nicht vorhandene Begriffe holt man von andern und nimmt das Wort dafür mit: könnten wir z. B. auskommen, wenn wir „Idee“ wieder wegweisen sollten? Schon das Althochdeutsche hat sich dieses Rechts bedient, nur mit richtigem Gefühl die fremde Form der einheimischen angenähert<sup>1)</sup>. Hat doch die romanische Sprache in Gallien anfänglich mehr aus der deutschen geborgt, als die deutsche aus ihr<sup>2)</sup>. Manche von den Römern empfangene Wörter, wie etwa „Frucht, Tisch, Kampf“ sind zu uns so völlig übergegangen, dass wohl mancher überrascht wird, wenn er von fremdem Ursprung hört. Reden wir von „dichten“, so empfinden wir schon den Hauch des Geistes, jenes geheimnisreiche Schaffen der Seele: es ist nichts als das lateinische

1) Über das Gothische vgl. Wackernagel Gesch. der Litt. S. 20. 21.

2) Gottfried hat im Tristan schon viele französische Wörter aufgenommen. Der Tanhauser mischt viel französische Worte ein.

dictare, das zu dieser Würde sich erhoben hat. Aber auch Wörter, deren fremde Abkunft offen liegt, müssen geduldet werden: die Wissenschaften, Künste und Gewerbe bedürfen technischer Ausdrücke, die einen scharfbegrenzten, voraus verabredeten Begriff unverändert festhalten sollen. Versucht man eine Übersetzung, so klingt sie hölzern und lächerlich. Kann Jemand bei „Befehl“ an den grammatischen Imperativ denken, bei „Einzahl“ an den Singularis, bei „Mittelwort“ an das Participium, bei „Geschlechtswort“ an Artikel? Ob wohl ein Pedant schon pedantisch genug gewesen ist, für das fremde Wort, das ihn allein genau bezeichnet, ein einheimisches zu erfinden? Einem Humorist wird es nicht in den Sinn kommen sich zu übersetzen: wie wäre es möglich, die in allen Farben glänzenden Strahlen seines Geistes frei spielen zu lassen ohne das Recht, auch nach dem fremden Ausdruck zu greifen: das Anmuthigste und Heiterste müsste ungesagt bleiben. Auch im Ernst zwingt uns die Noth zum Borgen. Wissen wir Germanisten uns doch keinen erschöpfenden deutschen Namen zu geben.

Hat es bisher den Schein gehabt, als wollte ich der Einmischung des Fremden das Wort reden, so ist doch gerade das Gegentheil meine Absicht; ich wollte nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Was ich eben vertheidigt habe, ist so sehr in der Natur der Sache begründet, dass der steifleinene Purismus, der sich manchmal aufrichten will<sup>1)</sup>, immer wieder zu Boden fällt. Aber gefährlich im höchsten Grad ist der Missbrauch, der in unserer Zeit alles Mass übersteigt; ich kann mich nicht stark genug dagegen ausdrücken. Alle Thore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe herdenweise einzutreiben. Das Korn unsrer edlen Sprache liegt in Spreu und Wust: wer die Schaufel hätte, um es über die Tenne zu werfen! Wie oft

<sup>1)</sup> Das Urbild der deutschen Reinsprache von Wr (Dr) J. D. C. Brugger, Heidelberg 1847. Die neuste Albernheit. S. 41: Hochwisanstalt (Akademie der Wiss.), Chaos (Urgemisch), Krisis (Entscheidzeit), philosophisch (weltweisheitlich), Centralorgan (Mittelwerkzeug), mythologisch (sagen- oder götterlehrisch), Phantasie (Schaffkraft), litterarische Demonstration (schriftthümliche Angriffsdrohung), S. 57. 59: Wissner, Wissmeister (Dr), Hochschulinnung (Facultät).

habe ich ein wohlgebildetes Gesicht, ja die geistreichsten Züge von solchen Blättern entstellt gesehen. Öffnet man das erste Buch, ich sage nicht ein schlechtes, so schwirrt das Ungeziefer zahllos vor unsern Augen. Da liest man von „Amplificationen, Collectionen, Constructionen, Publicationen und Manipulationen“, da ist die Rede von „Divergenz, Reticenz, Omnipotenz, Cohärenz, Tendenz und Tendenzprocessen“, von „Localisirung“, von „nobler Natur“ und „prolifiquer Behandlung“, von „socialen Conglomeraten“ oder von „futilem Raisonnement“. Die Verhältnisse sollen nicht zart, sie müssen „delicat“ sein; wir werden nicht davon bewegt, sondern „afficirt“: das Leben versumpft nicht, es „stagnirt“. Ungleichartig versteht niemand, aber gewiss „heterogen“: das Jahrzehnd nimmt an Gewicht zu, wenn es „Decennium“ heisst. Das alles ist auf wenigen Blättern zu finden, und immer bot die Muttersprache das natürlichste, eindringlichste Wort. Und gar wenn Dürftigkeit des Geistes dahinter steckt! Die arme Seele borgt von den Philosophen ein Paar technische Ausdrücke, sie spricht vom „Objectiven und Subjectiven“, von der „Speculation und Intelligenz“ oder gar von dem „Absoluten“, das alle anderen Gedanken verschlingt. Es ekelt mich an, weitere Beispiele aufzusuchen. Diesen traurigen Verfall mag stumpfe Gleichgültigkeit gegen den hohen Werth der Sprache, die ein Volk noch zusammen hält, wenn andere Stützen brechen, mangelndes Gefühl von ihrer innern Kraft, manchmal auch die Neigung, vornehmer zu erscheinen; herbei geführt haben: Gewohnheit und Trägheit halten die Unsitte fest und lassen das Verderbnis immer weiter um sich greifen. Man weiss nicht mehr, dass man sündigt<sup>1)</sup>. Habe ich doch, ich muss es sagen, an dieser Stelle, von den geehrten Rednern dieser Versammlung, welchen Glanz und Ruhm des Vaterlands am Herzen liegt, mehr fremde Worte gehört als sich ertragen lassen, sogar von denen, welche gegen die Anwendung des römischen Rechts und dessen Sprache sich so stark erklärt haben. Über Nacht

<sup>1)</sup> Fällt es denn niemand ein, dass dieser Gebrauch fremder Wörter die Sprache des Volkes, das sie nicht verstehen kann und sie nur ungeschickt und oft lächerlich anwendet, zu Grunde richtet?



lässt sich das Unkraut nicht ausreissen, wir müssen zunächst trachten, dass es nicht weiter hinauf wuchere und der edlen Pflanze Sonne und Luft raube.

Das war es, meine Herren, was ich Ihnen bei Gelegenheit des deutschen Wörterbuchs sagen wollte: ich schliesse mit dem Wunsch, dass es bei Ihnen eine gute Stätte finden möge.

---